

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 49. Bydgoszcz/ Bromberg, 2. März 1938

Die Nacht von Havanna.

Ein Fünf-Autoren-Roman von

Horst Biernath, Hugo M. Kritz, Roland Marwitz, Hans Rabl, Wilhelm Scheider.

(2. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Guten Abend, Miß Lißner", sagte Mae, die Fahrstuhlführerin — ein Mädchen gleich allen Angestellen in diesem großen Haus, das von Frauen für Frauen geführt und ausgezeichnet geführt wurde. Sie drehte die Kurbel, der Fahrstuhl schoß aufwärts, dem vierzehnten Stock zu. Verwundert, kaum Antwort bekommen zu haben, wandte sie dann den Kopf. „Wie sehen Sie denn aus — um Himmels willen?!" fragte sie bestürzt und mitleidig. „Etwas nicht in Ordnung?"

Mae wußte selbstverständlich von Alices bevorstehender Reise und sie knüpfte gewisse Erwartungen daran — denn von den wenigen hier, die sich je eine Reise nach Havanna hatten leisten können, war kaum eine unverlobt zurückgekommen. „Es bleibt doch bei morgen früh — oder?"

Der Fahrstuhl hielt. Alice lehnte haltlos an der Wand. „Oder —," wiederholte Mae leise während sie die Tür aufschob.

Alice drückte eine Hand an die Schläfe. „Hören Sie um Gottes willen auf, Mae!" murmelte sie und lief hinaus.

Der lange Korridor war leer. Alice ging an den vielen Türen vorbei, hinter denen, einander vollkommen gleich, je ein Zimmer lag, eine Schlafnische, und ein Bad. Von ganz gleicher Einrichtung, von vollkommener Hygiene, bewohnt von sehr vollkommenen jungen Amerikanerinnen, die im Leben ihren Mann standen.

Alice schloß auf und trat ein. Auf dem Tisch lag ein großer Strauß von Teerosen, ein Kärtchen daran. „Gute Reise! Maud, Minnie, Francie, Lupe." Der Abschiedsgruß der vier Intimen — welche Augen würden sie machen, sie morgen noch hier zu finden, welche unersättlichen Fragen stellen, in der höchst ungenierten Art, mit der allein sie Freundschaft zu begreifen pflegten. Alice zog die Schultern zusammen. Sie beschloß das Boardinghouse morgen zu verlassen. Unglücklich sein — man mußte damit fertig werden. Doch es breitzutreten, es zu zerreden und zu analysieren, das war unmöglich.

Wie, um sich selbst zu überrumpeln, nahm sie den Telephonhörer von der Gabel, ließ sich mit dem Telegraphenamt verbinden und sagte ein paar Worte für Thomas und Peggy Howard hinein. Daß sie nicht mitreisen würde; nicht mehr. Mochten sie denken, was sie wollten — zu Ende war es ja doch.

Sie legte sich auf die Couch; sie war zu erschöpft, um das Bett aus der Wand zu zaubern. Fortwährend kreisten ihre Gedanken um die Stunde mit Dick Dexter, dessen wahre Natur sich so entsetzlich, so abgründig offenbart hatte. Hatte sie irgendeinen Fehler gemacht? Hätte sie irgend etwas anders sagen, tun sollen? Sie fand nichts. Gegen diese Erpressung war nicht aufzukommen. Sie lachte böse auf. Erfuhr Howard — — sie dachte nicht weiter. Es war immer das gleiche. Die dreihundert Dollar, die hätte sie sparen können. Wenn es doch mit Howard zu Ende war, konnte es ihr schließlich gleichgültig sein, was er von ihr dachte, was Dick ihm von ihr vorlog. Aber nein — und nein — es war nicht gleichgültig. Nicht einmal jetzt hätte sie es ertragen, zu wissen, was Howard von ihr denken mußte, wenn er diese so glaubwürdigen Lügen hörte. Nicht einmal jetzt. —

Alice wußte nicht, wie lange sie so dagelegen hatte, als das Telephon schrillte. Mechanisch griff sie nach dem Hörer. „Miß Peggy Howard für Miß Lißner", meldete die Telephonistin, „ich verbinde." Es knackte, dann hörte sie Peggys erregte Stimme? „Alice, sind Sie da?" Sie schluckte, wollte antworten und konnte es nicht, legte leise den Hörer auf. Der Apparat begann sofort von neuem zu schreien. „Die Verbindung war unterbrochen", sagte die Telephonistin trocken, „ich verbinde wieder."

„Ich will nicht sprechen, Sie sollen nicht verbinden!" schrie sie in den Apparat; doch die Telephonistin hatte es schon nicht mehr gehört.

„Warum wollen Sie nicht mit mir sprechen, Alice?" fragte Peggy Howard sehr vorwurfsvoll. „Eben habe ich Ihr Telegramm bekommen. Ich habe kein Wort begriffen. Habe ich, hat Tom Ihnen etwas getan — oder warum sonst wollen Sie plötzlich nichts mehr von uns wissen? — Hören Sie mich, Alice? Oder sind Sie gar nicht mehr da? So antworten Sie doch, bitte!"

„Ja —", Alice log nicht, als sie fortfuhr: „Ich weiß nicht, was ich Ihnen sagen soll, Peggy — natürlich ist nicht das geringste von Ihrer Seite vorgefallen — oder von Toms Seite — aber trotzdem — ich kann nicht mit Ihnen fahren, es geht nicht, es ist ganz unmöglich!"

Eine Sekunde ratloses Schweigen am anderen Ende des Drahtes. Dann: „Ist es vielleicht — vielleicht etwas Berufliches?"

„Nein, nichts, gar nichts. Überhaupt nichts von außen her — es liegt ganz allein an mir, Peggy. Glauben Sie mir das doch!"

„Nur an Ihnen? Nichts Äußerliches? Ich weiß nicht, ob ich das richtig verstehe —" Alice hörte das Rauschen im Hörer, das drüben eine Bewegung verriet, und dann kam, was sie gefürchtet hatte: Thomas Howards Stimme, sehr gedämpft, als wünschte er von niemand anderem gehört zu werden, sehr weich und dunkel. „Was ist los mit Ihnen, Alice?" fragte Howard ohne merkbare Erregung — nein, ach nein, Howard war nie erregt, war immer so wundervoll ruhig und beständig, doch ihren zum Reißen erregten Nerven war diese Ruhe plötzlich fast unerträglich. „Möchten Sie, daß wir uns noch sehen? Vielleicht könnte man das Hindernis doch aus der Welt schaffen — glauben Sie nicht, daß drei mehr sehen als einer? Wir könnten in einer halben Stunde bei Ihnen sein, Peggy und ich. Oder, wenn Sie lieber möchten, auch nur einer von uns —"

„Quälen Sie mich doch nicht, Thomas! Wenn ich telegraphiere, wenn ich es jetzt wieder sage, wird es schon

einen Sinn haben. Müssen Sie ihn wissen? Genügt es nicht, daß ich nicht fahren will?"

Mit einem jähen Erschrecken hörte sie, wie Thomas Howard aus seiner Ruhe geriet — zum ersten Male, seit sie ihn kannte.

„Nein, es genügt mir nicht — verdammt, nein!" Er unterbrach sich. „Entschuldigen Sie, Alice — aber es genügt mir wirklich nicht. Sie haben mir Ursache gegeben — Sie werden es nicht leugnen wollen, nicht wahr? — zu glauben, daß ich Ihnen nicht vollkommen gleichgültig bin. Daß Sie es mir bei Gott nicht sind, wissen Sie sehr gut. Es kann mir nicht genügen — Herrgott, reden Sie doch ein Wort!"

„Ein Wort —" Alice stockte. Sie versuchte nachzudenken, doch ihr Hirn war wirr. Was gab es darauf zu sagen — darauf, daß Tom Howard sich ihr so offen gezeigt hatte wie bisher niemals. Hatte sie Dexter nicht das Geld gegeben, war er nicht fortgefahren? Nie würde er wiederkommen; das war vorüber, für immer — sie wollte es so sehen und sie fand die Kraft dazu. Sie wollte, ja, sie wollte das Glück, ihr Glück. „Howard", sagte sie leise, „Sie mögen denken, ich bin eine hysterische Person, die nicht weiß, was sie will. Ich komme mit. Ich bin morgen früh auf dem Schiff."

Dann hängte sie ab. Nur sein tiefes heiseres „Gott sei Dank!" hatte sie noch gehört.

Einen Augenblick stand Alice still mitten im Zimmer. Sie blickte in die Ecke, in der ihre Koffer schon gepackt standen, auf den Tisch, wo der neue kleine lackschimmernde Handkoffer lag. Sie mußte lachen. Nun hatte sie doch gesagt, sie würde mitfahren. Und das Geld — das Geld dazu war weg.

Lawton, Vielleicht war von Lawton ein Vorschuß zu bekommen — in den drei Jahren, die sie für ihn arbeitete, hatte sie ihn noch nie darum gebeten. Doch ihn deswegen um Mitternacht aufstören, das war unmöglich. Sie nahm die Teerosen in die Hand, die immer noch auf dem Couchtischchen lagen und sah auf das Kärtchen, das daran hing. Francie, Lupe, Maud, Minnie — ob sie für dreihundert Dollar gut waren? Sie waren sonst zu jedem Unfinn zu gebrauchen, selbst wenn er Geld kostete. Warum nicht auch einmal zu etwas Vernünftigem? Eine Rechtsanwältin, eine Zeichnerin, eine Ärztin, ein Abteilungschef in einem Warenhaus — es mußte doch gehen. Sie rief die Zentrale an und ließ die vier bitten, zu ihr zu kommen.

*

Um sieben Uhr früh langte Lawton vor seinem Geschäft an. Er parkte den Wagen, blieb wie gewöhnlich stehen um das Schaufenster auf seine Wirksamkeit zu prüfen, und öffnete dann. Der Dunst alten Zigarettenrauches war das erste, das ihm auffiel. Er ging zum Schreibtisch und fand im Ascher zwei ausgedrückte Zigarettenstummel. Er konnte sich nicht besinnen, wer die wohl geraucht haben mochte; für gewöhnlich stellte Alice Lißner solche gebrauchten Ascher hinaus. Aber natürlich, sie war schon mittags gegangen — er selbst hätte es bei Geschäftsschluß tun müssen und hatte es vergessen. Während er auf die Reinmachefrau wartete, deretwillen er so früh und mit so grämlicher Laune seinem schöngefederten Junggesellenbett entstiegen war, öffnete er die Stechuhr und kontrollierte den Streifen, der McNabs Kontrollen aufzeichnete. Er fand, daß McNab die erste Kontrolle zehn Minuten später, als er sollte, gestochen hatte. Für gewöhnlich hätte ihn das nicht weiter berührt. In seiner augenblicklichen Laune ärgerte es ihn erheblich.

Es geht schon los, dachte er mürrisch, und sie ist noch nicht einmal aus dem Hafen! Er war sicher, daß nichts klappen würde, ehe Alice Lißner nicht wieder da war. Und vielleicht kam sie gar nicht zurück? Er hatte seine Gedanken über diese Reise mit den Howards. Thomas Howard hatte alle Vorzüge eines Mannes; er sah gut aus, hatte als Inhaber einer großen Exportfirma eine gesicherte Stellung in der Welt, war großzügig und von seinem Geschmack; er kannte und liebte Deutschland, was bei Alice Lißner sicher von Wert war, sprach ihre Muttersprache fast so gut wie die eigene. Howard — o ja, es war schon möglich, daß das Mädchen nicht wiederkam. Und dann hatte er das Vergnügen, sich eine neue Hilfe zu suchen, von der er im vornherein sicher war, daß sie nur Jungens, Filme und Seidenfähnchen im Kopf haben würde, hingegen eine Japan- nicht von einer Chinavase unterscheiden konnte.

Die Reinmachefrau kam und begann ihr staubendes und plätscherndes Werk. Lawton überwachte sie von seinem Schreibtisch aus mit halbem Auge, während er sich über den Katalog machte, den Alice begonnen und nicht zu Ende gebracht hatte. Stück für Stück wurde weggearbeitet, in die Vitrine versenkt. Nach einer kleinen Weile überraschte Lawton sich darüber, daß er halb unbewußt nach einer bestimmten, auffallend schönen Gemme suchte, deren er sich genau erinnerte. Sie war nicht da. Er begann zu suchen und fand sie nicht. Bald gab er es auf, rief das Wachbureau an, bei dem McNab angestellt war und verlangte den Wächter zu sprechen. McNab war noch nicht wieder zurück, seine Runde war sehr groß. Lawton beschwerte sich über McNabs Verspätung, nahm die Versicherung entgegen, daß man dem Mann ernstlich ins Gewissen reden würde, verlangt den Anruf des Wächters sobald er sich im Bureau meldete, und hängte wieder ab.

Die ganze Zeit über ging ihm die Gemme nicht aus dem Kopf. Er versuchte, die neuerworbene Sammlung zu zählen, doch es ging nicht. Alices Aufzeichnungen waren erst halb fertig, und das Inventar des alten Kauzes, dem er die Sammlung in Bausch und Bogen abgekauft hatte, war auf dem Oktavzettel mit Bleistift hingeschmiert, und er vermochte nicht den Zettel zu finden. Fehlte nun etwas oder fehlte nichts? Am Ende versuchte er sich einzureden, er hätte die Gemme, nach der er suchte, in Wirklichkeit bei einer Auktion der letzten Tage gesehen, aber nicht ersteigert. Und als der erste Kunde eintrat — ein erfreulicher Kunde, dem ganzen Auftreten nach zu schließen — vergaß Lawton wirklich die ganze Sache. Das falsche Stechen, die Zigarettenstummel — er rauchte eine andere Marke. Alice Lißner rührte keine Zigarette an — die fehlende Gemme, alles versank im Unterbewußtsein. Selbst daran, daß McNab nicht anrief, wie er sollte, erinnerte sich Lawton nicht mehr.

McNab ging um diese Zeit mürrisch und plattfüßig über die Bowery und sah sich Läden an, schmierige, billige, lächerliche Läden. Er wagte sich nicht nach Hause. Da Lawton der dritte Mann war, der sich in der letzten Woche über McNab beschwert hatte. — McNab wußte selbst, daß chronischer Durst wohl ein Beweggrund war, aber keine Entschuldigung — hatten sie ihn im Bureau kurzerhand hinausgefeuert. So fand er, daß er es durchaus nicht nötig hatte, für einen seiner wenigen Cents Lawton anzurufen.

*

Während McNab durch die Bowery bummelte, das Nähmädchen Rosie zu einem neuen endlosen Tag durch die Tunnel der Untergrundbahn nach Chinatown geschleudert wurde, während Mr. Lawton seine ersten mißbilligenden Betrachtungen anstellte, — hörte mit einem letzten Husten die Dusche in Alice Lißners kleiner heller Garçonniere zu zischen auf. Alice öffnete lautlos die Tür zum Zimmer und blieb in den Bademantel gewickelt, auf der Schwelle stehen. Sie lachte lautlos.

Verstreut wie Puppen eines unordentlichen Mädchens lagen vier Pyjamas im Zimmer herum — zwei auf der Couch einer im Bett, einer auf zwei Sesseln. In dem roten stak Lupe, in dem gelben Francie, im grünen Minnie, in dem pomphaft violetten Maud. Sie schliefen, alle vier schliefen fest und eifrig. Das war auch kein Wunder. Denn als sie gegen ein Uhr in Alices Zimmer heruntergekommen waren, hatte es so viel zu reden, zu fragen, zu vermuten gegeben, daß sie in dieser Nacht nicht sehr viel Schlaf bekommen hatten. Eine halbleere Kanne Tee auf dem Couchtisch, verschiedene angerissene Bonbonnieren, ungeheuer viele Zigarettenstummel und — ordentlicherweise halb hinter der Couch versteckt — eine Flasche Cordial Medoc verrieten, wie sie ohne Kräfteverfall die Nacht durchgehalten hatten.

Alice begann sich anzukleiden. Von Zeit zu Zeit blickte sie dabei verliebt auf den Tisch, wo — ein fast undurchdringliches Durcheinander von kleinen und großen Scheinen, Gold-, Silber- und sogar Nickelmünzen — ganz genau zweihundertachtundsiebzig Dollar und fünfundsechzig Cent lagen: das gesamte Vermögen der vier, das sie ihnen geraubt hatte. Keine hatte mehr einen roten Cent. Sie waren doch gute Gesellen, die vier.

Alice war fertig. Sie stopfte die Geldmassen in ihr Täschchen, das zu bersten drohte, und drückte sich mit ihren Koffern vorsichtig zur Tür hinaus. Draußen blieb sie stehen. Wenn die vier verschliefen? Jede hatte schließlich

ihren Beruf. Sie kehrte leise um, stellte den Wecker dicht ans Ohr des violetten Pyjamas, in dem Maud mit dem berühmt leichten Schlaf zu vermuten war, und verschwand endgültig. Sie mußte lachen, als sie sich das Getriebe vorstellte, das sich in einer Viertelstunde erheben würde. So kam sie zum Fahrstuhl. Die kleine Mac war noch nicht vom Nachtdienst abgelöst. Sie blickte Alice an, lachte und sagte, während sie die Koffer in den Fahrstuhl stellte, nur: „Also ist es doch dabei geblieben!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Wasserreiter Ruff Lembeke.

Eine Geschichte von **Paul Seelhoff.**

In alten Zeiten sind die Menschen gegen das Wasser geritten. Das taten sie, wenn bei Ostwind das Wasser der Ostsee höher und höher stieg und es schier nicht mehr zum Stillstehen zu kommen gedachte. Dann sind die Menschen auf blanken Pferden gegen das Wasser geritten und haben zu Gott gebetet. Doch mußten die Pferde ohne Sattel und ohne Zaumzeug sein und trugen durch das Maul nur ein Reep. Dann kam die Flut zum Stehen. Jetzt tun die Menschen so etwas nicht mehr. Ruff Lembeke soll es aber noch getan haben.

Der hat um die vorige Jahrhundertwende am hohen Strand sein Wesen gehabt und hat es noch erlebt, daß Napoleon alles Land gegen das Meer abgesperrt hatte, die Engländer klein zu kriegen. Er ist bei Oststurm noch gegen das kommende Wasser angeritten und hat es zum Stehen gebracht. Darum haben die Leute ihn auch den Wasserreiter genannt, wenigstens wird es so erzählt. Sein Leben hat aber ein seltsames Ende erfahren, und an der ganzen Küste wurde bald darauf erzählt, daß dies von dem dummerhaftigen Wasserreiten gekommen wäre, und die Wassergeister hätten ihn geholt; das wäre gewiß, weil er ihnen so oft zuwider gewesen sei. Es war aber doch ganz anders mit ihm.

Vor der Küste, an der dies damals geschah, liegt noch heute eine Insel, und das Wasser zwischen ihr und dem Land ist meist so flach, besonders bei Westwind, daß man mit Pferd und Wagen durch das Wasser von dem Land nach der Insel zu gelangen vermag. So ist das damals auch gewesen.

Nun hatte Ruff Lembeke eine Frau; die war nicht von dieser Küste und aus der Landschaft, die an ihr liegt. Die Frau hatte er in Hamburg gefunden; doch da hatte sie auch hingehört. Man wußte nicht, was es mit ihr war.

Auch nicht, daß sie schlecht oder liederlich gewesen wäre; das nicht. Doch war sie anders als die Menschen hier am Meer und in der Landschaft, und manche fürchteten sich zuweilen auch vor ihr. Das mag Ruff Lembeke zuletzt auch so gegangen sein.

Denn es hieß bald, nachdem sie einige Jahre verheiratet waren, an der Küste, daß er des öfteren nach der Insel unterwegs sei und mehr, als er gewöhnlich dort zu beschaffen hatte. Nachher erzählten die Leute auch, und die von der Insel haben das Gerede wohl durch das flache Wasser an das Land getragen, Ruff Lembeke wäre viel bei dem alten Inselvogt, der immer so vergnügt gewesen ist, und noch mehr bei dessen Tochter Anke, und es wäre eine große Freundschaft zwischen Anke und ihm. Zu verwundern war es nicht, daß die Frau auf dem hohen Strand nach einiger Zeit auch von dieser Sache zu hören bekam.

Sie hat aber nichts gesagt und hat so getan, als ginge sie dies alles nichts an, und hat die Leute bei ihren Reden gelassen. Nur, daß sie um diese Zeit in ihrem Wesen noch seltsamer geworden ist denn zuvor. Doch ist sie auch nicht unfreundlich gegen ihren Mann gewesen; das kann man nicht sagen.

Es war nun in jenem Jahr, in dem der russische Kaiser versucht hatte, die Engländer zum Frieden mit Napoleon zu bringen, und sich doch schon heimlich mit den Franzosen verabredet hatte, ihm beizustehen, wenn die Engländer den Frieden nicht haben wollten.

Es geschah dies im Jahre 1807 und im Januar. Das flache Wasser zwischen dem Land und der Insel war immer noch offen. Sonst gefror die Ostsee damals um diese Jahreszeit fast immer; so streng und hart sind die Winter zu jener Zeit noch gewesen.

Ruff Lembeke hatte seiner Frau gesagt, er müsse nach der Insel hinüber und wolle dort drei Schafe kaufen. Sie antwortete ihm nicht ja und nicht nein.

Als er sagte, sie solle, wenn es Abend werde, die Leuchte auf dem Boden am Giebel gegen das Oberfenster stellen, damit er den Weg von der Insel durch das Wasser wieder zurückfände, war sie auch noch still und ruhig geblieben, hatte ihn aber besorgt angesehen und ihn gefragt, ob er denn erst so spät nach Hause zu kommen gedächte; er möge doch bedenken, daß es anderes Wetter gäbe und daß der Wind umspringen und am späten Nachmittag schon von Osten her stehen werde.

Da hatte er sie barsch angefahren und sie wild angesehen und gesagt, das ginge sie nichts an, und er käme nach Hause, wann es ihm passe, und es wäre ihm ganz gleich, ob der Wind von Norden oder von Westen, von Süden oder von Osten her wehe. Sie solle nur tun, was er sie geheißen habe, und solle die Leuchte gegen das Oberfenster stellen. So war er davongefahren, über den Strand und durch das flache Wasser hindurch nach der Insel hin.

Schon gleich am Nachmittag ist der Wind aber auf Osten umgesprungen, und die Frau hat mit stillen Augen über das Meer und über die Insel hinweggesehen und zu niemand auch nur ein Wort gesagt. Als die Dämmerung da war und der Abend kommen wollte, ist sie auf den Boden ihres Hauses gestiegen und hat an dem Oberfenster am Giebelende gestanden. Da ist es mit dem Wind schon schlimm gewesen und war fast Sturm. Er hat das Wasser schon sehr gedrängt, also daß, wenn ihr Mann nun daheim gewesen, er wohl gegen das Wasser angeritten wäre, es zum Stillstand zu bringen.

Die Frau hat noch einmal in die fast schon dunkle Weite des von Osten immer mehr anbrausenden Meeres gesehen und gehört, wie der Wind schnell zum Sturm wurde und auch wie er gegen den First des Hauses anheulte. Aus der Schwärze des Wassers hat sie die wilden Schaumkronen der Wellen weiß aufleuchten sehen und von dem Oberfenster aus bemerkt, daß auch das Wasser zwischen der Insel und dem Land immer mehr und immer weißer wurde.

Einmal ist es ihr gewesen, als wolle drüben von der Insel ein Fuhrwerk ab und in das Wasser hinein, wieder an Land zu gelangen. Sie hat es aber doch nicht genau sehen können und auch nicht gewußt, ob es ein Fuhrwerk sei oder nicht; vielleicht ist es auch gar nichts gewesen.

Sie hat keine Leuchte an das Oberfenster gestellt, ist stumm und still nach unten gegangen und hat sich in der Dunkelheit ihrer Nähstube an das Fenster gesetzt, wo man in den nächtlichen Sturm und in die Finsternis hinaussehen kann. Ihr Gesicht ist ganz weiß und wie ohne Blut gewesen, als der Großknecht Markus Alf zu ihr in die Stube hintrat und sie fragte, ob denn keine Leuchte gegen das Oberfenster gestellt werden müsse. Der Herr sei doch auf der Insel! Sie hat es ihm aber verwehrt, der Knecht könne darüber ruhig sein, der Bauer bleibe über Nacht drüben.

Nachher ist sie noch einmal in all dem Wetter draußen gewesen und um das Haus herum gegangen und hat auf dem Süll vor der Tür gestanden und war wie nicht da und hat durch die Nacht hindurchgesehen und über all das Wasser hinweg und ist wohl schon in jenen Weiten gewesen, von denen der Mensch sonst nicht viel weiß.

Eine Weile strandaufwärts ist aber plötzlich ein Licht gewesen und hat auch höher gestanden als zu ebener Erde. Da hat sich die Frau zuerst erschreckt und wohl auch noch einmal an ihren Mann und an die Leuchte gedacht, die sie für ihn hinstellen sollte. Doch dann hat sie hinterher auch gleich gemeint, daß dieses Licht wohl zu einem französischen Zollsegler gehöre, der dort nordwärts bei dem Wetter vor Land gegangen sei und die Leuchte an den Signalmast gehängt habe.

Ruff Lembeke hatte bei dem weißhaarigen Inselvogt und bei dessen Tochter Anke gesessen. Sie waren fröhlich gewesen, und er hatte sie verlacht, als die ihn zuletzt doch bedrängten, er müsse bei dem Wetter nach Hause und verfehle sonst noch die Furt durch das Wasser. Als er aber dann endlich aufgebrochen war, ist alles schon zu spät gewesen.

Die Pferde haben angefangen zu steigen, als sie mit dem Wagen und mit dem Bauern in das aufgewühlte Wasser hinein sollten. Sie haben vor dem Wasser sehr gescheut. Doch zuletzt hat der Bauer sie gezwungen, und sie sind in das wühlende Wasser gestiegen, und Ruff Lembeke hat sie auf das Signallicht des Zollseglers gehalten, so sehr sie sich auch dagegen gewehrt haben.

Es hat gewiß auch alles nicht lange gedauert. Denn das ist noch heute so, daß bei Wind von Osten her der Sog zwischen dem Land und der Insel auf dem flachen Grund gleich mächtig

zugange ist, wenn man die Furt nach dem Land auch nur um ein weniges verfehlt.

Eines von den Pferden muß sich aber in seiner Todesangst in dem immer wilder werdenden Wasser wohl noch aus dem Geschirr gerissen haben. Man weiß jedoch nicht, wie das möglich war, und die Leute haben sich damals nachher auch viel darüber verwundert. Das tote Pferd ist am übernächsten Tag an den Strand geworfen worden, dahin, wo zuvor der französische Zollsegler in jener Nacht gelegen hatte.

Das ist aber auch alles, was von Nuff Lembeke und seinem Fuhrwerk, mit dem er nach der Insel gefahren war, übrig blieb. Wenige Tage nach diesem ist auch die Frau nicht mehr auf dem Hof gewesen, und es hat keiner etwas wieder von ihr zu hören gekriegt.

Nuff Lembeke war der letzte an dieser Küste, der bei steigendem Wasser gegen das Meer angeritten ist, und wenn sie von ihm zuweilen noch erzählen, dann nennen sie ihn den Wasserreiter, den Wasserreiter Nuff Lembeke, und ist nicht anders.

Mitchell hört die Signale.

Eine Geschichte von **Arnold Krieger.**

Mitchell, der amerikanische Einflieger, tritt vor die festgeblockte Maschine.

„Schlacke streuen!" haucht er den Monteur an und zeigt auf den Boden unter den Propellern. „Sehen Sie denn nicht, daß es wieder Schweinereien gibt?"

Mit nichts ist Mitchell zufrieden. Er ist unbeliebt. Er macht es sich und den anderen schwer.

Er schaltet die Zündung ein, prüft die Zylinder. Er öffnet noch kurz die Gasdrossel. Sofort rasender Anstieg der Touren, alsdann prompter Abfall.

Der Motor ist klar zum Probeflug. Weg die Klötze von den Rädern und das Gewicht vom Schwanz!

Ein kurzes Geläuf, ein Luftsprung, ein Hub jetzt, und die Maschine mahlt sich mit brüllenden Propellern durch die rußgewürzte Luft.

Es ist eine Maschine neuester Prägung, letzter Aufzucht. Mitchell fährt den Typ seit gestern, es ist jetzt die dritte. Bei den anderen hat er keine Fehler entdecken können, aber die Proben waren kurz, überhetzt.

Die Kommission drängt.

Mitchell erhebt Einspruch. Er warnt. Es gefällt ihm manches nicht. Man zuckt die Achseln. „Mitchell wird alt!"

Er selber spinnt es weiter: Kriegsgeneration. Man kennt das. Ganz gut haben sich die jungen Leutnants damals geschlagen. Man konnte aber nicht jeden zum hohen Offizier ernennen. Und Mitchell kann nicht mit der Zeit mit. Er ist ein Querulant.

Gestern abend hat er diese Auseinandersetzung gehabt, die ihm jetzt noch durchs Blut giftet. „Das Material ist vorzüglich", sagte er, „daran liegt es nicht. Aber das Menschenmaterial ist schlecht geworden. Und es steckt etwas dahinter! Es sind Anzeichen, Signale!" Da fuhr ihn der Oberkommissar an, ob er Beweise bringen könne. Mitchell wies auf Unregelmäßigkeiten in der Konstruktion hin, schiefe Verspannung, vibrierende Rohre — die Herren winkten ab: Bagatellen, der Mensch sei eben nicht vollkommen; wenn alles ideal wäre, brauchte man keinen Einflieger . . .

Dieser Hieb saß. Mitchell drehte sich auf dem Absatz um. Er fraß es in sich hinein. Und er dürstete nach einer Genugtuung.

Wie die Böen die schwere Maschine schütteln.

Mitchell kurvt über braune Äcker und fahle Wiesen. Er friert im wattierten Leder. Immer wieder macht die Sonne einen Versuch, sich durchzusetzen.

Mitchell prüft die Steuerung in allen Manövern. Die Ausschläge sind gut. Der Druck auf dem Benzin hält. Es ist nichts zu bemängeln. Die Herren der Kommission werden sagen: „Wir erwarten, daß Sie Ihre Verdächtigung zurücknehmen."

Hat er jemand verdächtigt? Nicht den einzelnen — nur die Masse, die unwillige, brodelnde Masse. Er hat Blicke aufgefangen, Blicke eines dumpfen Hasses gegen seine Person, gegen seinen Stand, seinen Staat.

Plötzlich neigt Mitchell ein wenig den Kopf vor. Was ist das? Er lauscht angestrengt. Der eine Motor scheint zu klopfen. Mitchell preßt den Atem zurück. Ja, ganz deutlich, der linke Motor klopft. Nur fünf Zylinder arbeiten! Aber das Flugzeug hält Höhe. Der Messer zeigt neunhundertundzehn.

Doch da arbeiten plötzlich nur noch vier Zylinder, und die Maschine fällt.

Mitchell könnte sofort drosseln, müßte es sogar, aber er will der Erscheinung auf den Grund kommen. Es ist irgend etwas mit den Zylindern — wie sie fällt, die Maschine! Der Luftdruck knallt gegen die Flügel. Da erst schließt Mitchell die Drossel. Kaltblütig bleiben — nicht rucken!

Es ist noch nicht zu spät — doch da schießen Dächer heran, ein Turm — noch einmal, Vollgas — aufbäumt sich die Maschine. Und wieder dieses Klopfen im Motor. Klangtöne der Unterwelt, des Hasses. Gegen den Wind geschwenkt, Höhe gewinnen — noch eine allerletzte Anstrengung, über die Mauer dort weg zum Müllfeld hin. Der Propeller wirbelt leer. Jetzt eine steile Linkskurve, rübergelegt, der Flügel will schleifen, wieder Kiel genommen, aufsetzen zur Schwanzlandung. Die Maschine bockt, will sich überschlagen, rollt über das verkrautete Feld, steht.

Mitchell klettert heraus, ein geschlagener Sieger. Er wischt sich die Stirn. Teufel, fast wäre er im letzten Augenblick über den Flügel abgeschmiert.

Die Zylinder — was ist mit den Zylindern?

Sie müssen schlecht verkeilt sein. Schon einmal waren sie beim Probeflug locker. Zufall? Auch dies noch Zufall?

„Sabotage!" entscheidet Mitchell. „Und dies sind ihre Signale!" Sein Mund wird schmal wie der Riß einer Klinge. — —

*

Sabotage, gellen die Zeitungen.

Gespensterfurcht, die Gegenpresse.

Mitchell wird in den Untersuchungsausschuß berufen.

Einige Tage später findet man ihn in seinem Zimmer. Er ist mit der Stirn auf die Kante seines Feldbetts gefallen, einen Stich im Nacken.

Selbstmord, behauptet die Gegenpresse.

Von Staats wegen aber wird der Tote geehrt und mit rückwirkender Kraft zum Kapitän ernannt.





„Es war nicht für eine Katze, sondern für die Herbeischaffung meines Kanarienvogels, daß ich dir eine Mark versprach!"

„Der ist aber in der Katze drin!"

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.